

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925**

18.1.1925 (No. 3)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 3



18. Jan. 1925

Arthur Drews / Das neue Werk Leopold Zieglers.\*)

Der Karlsruher Philosoph Leopold Ziegler, der Verfasser des „Gestaltwandels der Götter“ und des „Ewigen Buddha“, sucht in seinem jüngsten Werke „Das heilige Reich der Deutschen“ die Frage zu beantworten: Wer sind wir, woher kommen wir, wohin gehen wir, wir Deutsche dieses gegenwärtigen Zeitalters? Ein Volk, das wandert ein Volk, das sich in ruheloser Umwandlung begriffene werdende, niemals Seiende antwortet der Philosoph, und er verweist dabei auf Odin, den Wanderer als das mythische Sinnbild unseres Wesens. Als Wanderer sind wir unter dem Namen der Kimbern und Teutonen zuerst in die Weltgeschichte eingetreten. Als Wanderer haben wir das römische Reich zertrümmert und die alte Welt umgestaltet, um an der Stelle Roms seit dem Franken Chlodwig ein neues Weltreich, das „heilige Reich der Deutschen“, einzusetzen, das im Namen Gottes dazu bestimmt sein sollte, Friede und Zucht auf der Erde herzustellen. Und in der Tat ist diese „sakral“ verstandene Idee des Friedens und der Zucht bis zum Zusammenbruch des Reiches unter den Hohenstaufen nach Ziegler der unbestrittene Inhalt der gesamten deutschen Geschichte gewesen. Ueber alle nationalen Unterschiede hinweg, wie sie etwa von den Stammesherzögen vertreten wurden, sind schon die Bestrebungen der Frankenkönige, vor allem Karls des Großen, auf dieses höchste Ziel gerichtet gewesen, und auch die Sachsenkaiser mit Otto dem Großen, der nach dem Zusammenbruche der Frankenherrschaft das zweite Reich Europa begründet, haben mit der von ihnen eingeleiteten Verchristlichung unseres Festlandes letzten Endes kein anderes im Auge gehabt. Das Jahrhundert zwischen dem ersten Otto und Heinrich dem Dritten (950—1050) ist das Jahrhundert der deutschen Kaiser schlechthin, zugleich aber auch dasjenige der deutschen Kirche. Besonders Gewicht legt Ziegler dabei auf das Vorgehen Heinrichs des Dritten am Gründonnerstag des Jahres 1043, wo dieser Kaiser selbst die Kanzel zu Konstanz beirat und den allgemeinen Frieden verkündigte, allgemeine Versöhnung forderte und damit der Erkenntnis seiner göttlichen Sendung einen unmißverständlichen Ausdruck gab. Aus dem Umstande, daß das deutsche Staatswesen seiner Anlage und Verfassung nach selbst in gewisser Hinsicht Kirche war, erklärt Ziegler die Kämpfe zwischen beiden: es steht dabei nicht Kirche wider Staat, sondern es steht das zur Kirche gediehene Reich gegen die zum Reich gediehene Kirche. An dieser Gegnerschaft sowie an derjenigen der deutschen Landesherren, die sich gegen die Alleinherrschaft des Kaisers auflehnten, scheitert die erstrebte Verschmelzung nationaler und universaler Tendenzen, und damit vereiteln jene beiden auch zugleich das mittelalterlich gesellschaftliche Gebilde Europa mit all seinen blühenden Verheißungen. In den Hohenstaufenkaisern sehen wir nur noch den Willen zur Macht am Werke, jenes Uebermenschentum, das sich über alle göttlichen und menschlichen Rechte hinwegsetzt, um nur noch das eigene Interesse zu verfolgen. Es gelingt ihnen nicht, die Städte, die gleichfalls als Bürgen des Friedens gedacht waren, im Kampfe gegen den

Papst für sich zu gewinnen. Ihr einseitiges Streben nach Alleinherrschaft ruft die Macht der Fürsten gegen sie auf, und gerade der unterste Gedanke, der Gedanke der Weltmacht, wie er das Kaiserthum beherrscht, führt dessen Untergang herbei und verändert damit auch zugleich den Grundcharakter des deutschen Reiches.

Die nächsten Jahrhunderte gehören dem Protestantismus oder, wie Ziegler sagt, der Protestantik an. Darunter versteht er den Inbegriff aller auseinanderstrebenden und individualisierenden Kräfte, die den Bindungen eines rein „katholischen“ Aufbaues der Gesellschaft von innen her entgegenwirken. Die deutschen Fürsten übernehmen die Geschicke des Reichs, das nun auch seinen sakralen Grundzug einbüßt, die Nationen sondern sich gegeneinander ab, Wissenschaft und Aufklärung treten an die Stelle sakraler Bindungen, wirtschaftliche Interessen drängen sich in den Vordergrund, und endlich ersticht unter der Führung Preußens jenes dritte deutsche Reich, in jeder Beziehung recht eigentlich das Gegenreich zum weltumspannenden heiligen Reich der Deutschen, dessen Idee das ganze Mittelalter begeistert hatte.

Vor allem stellt der Kapitalismus, wie er heute das gesamte Leben sowohl des Staates wie des Einzelnen beherrscht, das vollkommene Widerspiel zu allem dar, was die frühere Zeit bei ihrer religiösen Einstellung gekannt hatte. Er entspringt einer gegen das Mittelalter grundsätzlich veränderten Weltgesinnung, einer mit vollem Bewußtsein vollzogenen Sittenumschwung, wie sie nach Ziegler erstmals im Protestantismus durchbricht, um dann ihrerseits eine veränderte Wirtschaftsgesinnung heraufzuführen. Er führt zu der Widersinnigkeit, die ganze Gattung dem geschäftstüchtigen Einzelnen aufzuopfern, und ruft dadurch mit Recht die Gegnerschaft des Marxismus wider sich auf. Ziegler lehnt den Marxismus mit sehr beachtenswerten Gründen ab. Aber auch er fordert eine Umgestaltung der Verhältnisse, die den Ausgleich zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft herstellt, und er erblickt das Mittel hierzu in der Planmäßigkeit und Regelmäßigkeit der allgemeinen Bedarfsdeckung, wodurch allein erst Sinn in den Widersinn der heutigen Wirtschaftslage hineinkommt. Er bezieht sich dabei auf Mathenau. Aber schon Eduard v. Hartmann hat die gleiche Lösung der sozialen Frage lange vor diesem erhoben, und sie scheint in der Tat die einzige Möglichkeit darzubieten, um aus dem heutigen wirtschaftlichen Wirrwarr herauszukommen. Damit würde, wie Ziegler sich ausdrückt, die „universelle“, die „katholische“, die „ökumenische“ Frage des Mittelalters in frischer Prägung wiederhergestellt werden, nur diesmal bei aller Katholizität auf protestantischer Grundlage, und damit auch der Welt jener Friede und jene Zucht geschenkt werden, wie das Mittelalter sie nur auf religiös-christlichem Wege den Völkern glauben vermitteln zu können. Die Zukunft gehört folglich nach Ziegler nicht dem nationalen Staat, sondern vielmehr seiner Ueberwindung, und er sieht nicht den letzten Grund für den Zusammenbruch des dritten Reichs der Deutschen durch den Weltkrieg darin, das Bismarcks Großkreuzen da, wo zweifellos ein Bruch, ein Sprung zu beklagen

\*) Leopold Ziegler: Das heilige Reich der Deutschen. Drei Bände in zwei Bänden.

ist, der Welt eine geschichtliche Stetigkeit vorsetzt und sich unfähig gezeigt hat zu einer Einstellung auf den „universellen“ Gedanken, der nun einmal in dem Begriff „Welt“ seinen sprachlichen Ausdruck gefunden habe.

Dies etwa ist der wesentliche Inhalt des ersten Buchs von Ziegler's Werk, der dem Ganzen seinen Titel gegeben hat. Denn was die beiden weiteren Bücher bringen, steht zu dem ersten nur in einem sehr losen und künstlichen Zusammenhange. Es ist, als ob der Verfasser drei ganz verschiedene Abhandlungen, von denen jede ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, nur nachträglich unter demselben Titel zusammengefaßt hat. Während das erste Buch sich „Der Wanderer“ nennt, führt das zweite die Ueberschrift „Dämonie des Südens“. Es handelt vom Problem der Klassik und sucht am Beispiel Goethe's zu zeigen, wie der Deutsche auf dem Wege der Kunst und Wissenschaft zu einem rein objektiven Verhältnis zur Welt zu gelangen bestrebt gewesen ist. An der Hand seiner Morphologie wird dargelegt, wie Goethe sich von der sinnlichen Erscheinung des Einzelnen zur Erfassung des „Typus“ und weiterhin zum Begriffe der „Idee“ der Wirklichkeit durchgerungen hat. Die Klassik erscheint als eine Art heidnischer Religion, als Religion der objektiven Vernunft oder des Logos, wie sie in solcher Weise nur der Deutsche ausgestaltet und zur Richtschnur seines Lebens erheben konnte. Ziegler spielt hierbei auf seinen „Gestaltwandel der Götter“ an, worin er die fortschreitende Umwandlung der Götter in menschliche und natürliche Kräfte und Gesehe dargelegt hat und er mit Fritz Mauthner eine „gottlose Mystik“ predigt. Aber er irrt sich offenbar, wenn er meint, selbst Gott gänzlich losgeworden und der Verständiger des Widersinns einer „atheistischen Religion“ zu sein. Denn in den Ideen, in der allgemeinen Vernunft, die auch er mit Goethe in allen Erscheinungen als gestaltend und wirksam glaubt nachweisen zu können, tritt der alte Gott nur wieder in einer neuen Gestalt hervor, als der Logos des Johannevangeliums, und die von Ziegler als klassisch gepriesene heidnische Bindung an Welt und Leben gewinnt doch nur dadurch eine religiöse Bedeutung, daß die Wirklichkeit Erscheinung der in ihr sich auswirkenden Vernunft ist. Es besteht aber nicht der geringste Grund, der Weltvernunft die Bezeichnung „Gott“ vorzuenthalten, wenn man sie mit Kant, Goethe und Ziegler als den „Archetypus“ auffaßt, in welchem alle Dinge und Gedanken vorgedacht werden und der die Geschichte der Welt bestimmt.

Das wird noch deutlicher aus dem dritten Buche seines Werkes, das „Kosmologia-Deutsch: Weltdienst“ überschrieben ist. Ziegler handelt hier zunächst von der Dialektik, der gegenständlichen Beschaffenheit unseres Denkens, das stets den Widerspruch hervorruft, um sich dadurch zur Gesamtheit der Wirklichkeit zu ergänzen, die es in Begriffen nachzubilden bestrebt ist. Der Satz des Widerspruchs soll nach Ziegler in Uebereinstimmung mit Hegel nur für das „ektypische“, verstandesmäßige bewusste Denken gelten, wohingegen das unbewusste „arctypische“ Denken nicht diskursiv, zergliedert, sondern intuitiv, zusammenfassend, ineinsfassend sein soll. Ziegler glaubt also an den Archetypus als den Urquell alles Seins und Denkens. Er hält sein Vorhandensein in der Menschenseele durch die analytische Psychologie eines Freud und seiner Schule ein für allemal für sicher. Was aber ist damit anders gesagt, als daß die Wirklichkeit nicht dasjenige ist, als was sie uns unmittelbar sich darstellt, daß sie Erscheinung, Ausdruck, Bild eines in ihr verborgenen Sinnes ist und daß es eben diese ihre sinnbildliche Gesamteigenschaft ist, die uns dazu berechtigt, Welt und Leben nach dem Maßstab jenes Ur- und Allgeistes zu bewerten, als dessen Erscheinung sie sich darstellt, und den der religiöse Mensch als „Gott“ bezeichnet? Gestaltwandel der Götter! Was kann dies hiernach anders bedeuten, als die fortschreitende Umwandlung und Entwicklung der verschiedenen andersartigen Gottesvorstellungen zu derjenigen des Allgeistes oder der Weltvernunft, der die Wahrheit aller übrigen in sich aufhebt?

Freilich ist damit noch nicht ausgemacht, daß Gott nichts weiter als Vernunft, reiner Logos im Sinne Hegels sein müßte. Auch Ziegler scheint der Vernunft den Willen als gleichberechtigtes Prinzip der Weltwirklichkeit und des Weltgeschehens beizurechnen, obgleich dies bei ihm nicht unmittelbar und eindeutig zum Ausdruck kommt. Hätte er diesen Gedanken weiter verfolgt, so würde er in ihm vermutlich auch den Schlüssel zur Lösung des Problems der Weltdelektik gefunden haben, die er jetzt einseitig mit Hegel als eine rein gedankliche aufsaßt und die er damit für das letzte Wort der Weltanschauung scheint anzusehen, unbekümmert darum, daß, wie er selbst bemerkt, in einem unendlichen Weltprozeß auch von seiner Zielsetzung die Rede sein kann und der „Weltdienst“, den er fordert, sich als ein sinnloses Wasserschlöpfen der Danaiden darstellt. Er bestimmt diesen Dienst als einen solchen am Sein und Sinn der Welt, einen Dienst „um der Welt willen“. Wenn aber das Ein- und Ausatmen der Welt ein ständig sich wiederholendes Wechselspiel ohne Anfang und ohne Ende ist, wie Ziegler es beschreibt, wenn die Wirklichkeit in aller Ewigkeit in den Zustand der „Latenz-Potenz“ wiederum zurückkehrt, nur um in der folgenden Entfaltung eine noch ungeborene Möglichkeit zur Wirklichkeit gelangen zu lassen und so die Unerforschlichkeit des

Archetypus zu erweisen, so erscheint dieses Wechselspiel doch zu teuer mit dem Leiden der an ihm Beteiligten erkaufte, um darin den Sinn des Weltgeschehens erblicken und einer solchen Welt einen Dienst widmen zu können. Diese Auffassung Ziegler's unterscheidet sich kaum von derjenigen des Materialismus, der gleichfalls einen ewigen und zwecklosen Weltprozeß behauptet und verlangt, daß wir nichtsdestoweniger uns für ihn opfern sollen.

Aber Dialektik ist ja nicht bloß das Erzeugen von Gegensätzen, sondern zugleich ihre Aufhebung in einem höheren Dritten. Und von diesem Gesichtspunkt aus könnten am Ende Schelling und Hartmann recht haben, wenn sie die „Latenz-Potenz“ als Rückkehr der Welt in den Schoß des Absoluten, als ihre völlige Vernichtung und Zurücknahme in ihren göttlichen Ursprung auffassen. Ziegler erörtert auch diese Möglichkeit, um sie — mit freilich unzulänglichen Gründen — abzulehnen. Jedoch will er sie auch nicht gänzlich fallen lassen, da auch er sich dem Gedanken nicht entziehen kann, daß erst bei dieser Auffassung von einem wirklichen Zweck des Weltgeschehens und einer vernünftigen Teilnahme an dem letzteren die Rede sein kann. Schließlich hängt ja die letzte Entscheidung zwischen den genannten Möglichkeiten daran, ob man die Wirklichkeit im panlogistischen Sinne Hegels als einen reinen Denkprozeß auffaßt u. die Dielebigkeit des Denkens u. des Seins behauptet, in welchem Falle von einem durch das Denken gesetzten Zweck des Seins nicht die Rede sein kann, oder ob man die Wirklichkeit des Weltgedankens auf die Wirksamkeit eines ihm voraussetzenden Willens gründet, das, alogisch, wie es als solches ist, vom Denken zur Aufhebung bestimmt wird. Da Ziegler, wie gesagt, über den Willen nicht zu einer eindeutigen Ansicht gelangt zu sein scheint, so vermag er auch über ein unklares Schwanken zwischen der Annahme eines unendlichen und eines endlichen Weltprozesses nicht hinauszukommen. Er lehrt als die „neue Kosmologia-Deutsch“, daß man im Dienste an der Welt zwischen beiden Auffassungen in gleichschwebendem Zustande wechseln und sich vorfänglich bald der einen, bald der anderen hingeben solle, ohne sich an diese oder jene zu verlieren. Hier scheint jedoch weniger das eigene unbesangene Denken als Ziegler's Hinneigung zu Nietzsche und dessen irrationaler Optimismus auf das Leben rein um des Lebens willen den Ausschlag bei ihm gegeben zu haben.

Als ein Anhang an das Vorangegangene ist der Schlußabschnitt von Ziegler's Werk, die Abhandlung über „Mutter Erde, Vater Himmel“ anzusehen. Sie geht von Schellings Abhandlung über die Götter von Samothrake aus und entwickelt im Anschluß an Bachofen's Werk über das Mutterrecht eine Ansicht über die Bedeutung der Mutter- und Vateridee im mythologischen Denken der Völker, die, reich an tiefen Einsichten und neuen eigenartigen Gesichtspunkten wie sie ist, im Ganzen doch dem heutigen Leser zu fern liegt, um an dieser Stelle näher auf sie einzugehen. Dabei kommt Ziegler auch auf die Astralmythologie zu sprechen, scheint deren Weisen aber doch zu verkennen, wenn er mir vorwirft, in meinem Buche über den „Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums“ die Astrologie vernachlässigt zu haben. Die Astrologie oder Sterndeutung hat gar nichts mit der Bewertung einer astralen Mythologie oder der Dichtung von Mythen auf Grund des geirnten Himmels zu tun, und am wenigsten kann behauptet werden, daß die Annahme einer Beeinflussbarkeit des menschlichen Daseins durch die Konfiguration und Konstellation der Gestirne bestimmend gewesen wäre für die solarastrale Projektion des Mythos. An Wahrheit geht die letztere der ersteren voraus: erst verlegte der Mensch irdische Verhältnisse an den Himmel, um sich an diesem zurechtzufinden, und dann las er aus den himmlischen Gezeichen die Zukunft der irdischen Ereignisse heraus. Ich kann auch nicht zugeben, daß ich bei meiner Darstellung, wie Ziegler meint, die Uebertragung irdischer Verhältnisse auf die Sternenwelt, nachdem ich sie mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben, zeitweilig fast mehr als billig wieder vergessen habe. Mit Benützung jedoch darf ich bei dieser Gelegenheit feststellen, daß Ziegler seine ablehnende Stellung der Christumythe gegenüber, wie er sie in seinem „Gestaltwandel der Götter“ einnahm, jetzt ausdrücklich zurücknimmt und bekennet, durch das Studium meines Markusevangeliums und des Sternhimmels sich von der wesentlichen Richtigkeit der in der Christumythe vertretenen Ansicht über den „geschichtlichen“ Jesus überzeugt zu haben.

Mit dem Obigen kann nicht entfernt der Anspruch erhoben werden, den überreichen Inhalt des Ziegler'schen Werkes auch nur in allen Hauptpunkten hervorgehoben zu haben. Dies Buch des Karlsruhe' Philosophen ist so voll von neueren Einsichten, so überreich an glänzenden Gedanken, tiefbohrenden und geistvollen Ausführungen über so viele und heute bewegenden Fragen, daß es gänzlich ausichtslos erscheinen muß, der Fülle seines Inhalts in einem kurzen Auszug, wie er hier beabsichtigt ist, gerecht zu werden. Schon der erste Teil überrascht durch seine neuartige Stellungnahme zur bisherigen Auffassung unserer Geschichte und reizt den Leser zu immer erneuter Bewunderung über die wahrhaft genialen Einfälle und Darlegungen des Verfassers mit sich

fort. Prachtvoll die Schilderung der Persönlichkeit eines Karls des Großen, Ottos des Ersten, der „blonden Bestie“ in Heinrich dem Sechsten und des zweiten Hohenstauffischen Friedrich. Keiner, der sich für unser deutsches Schicksal interessiert, sollte wenigstens diesen ersten Teil des Ziegler'schen Werkes ungelesen lassen. Dabei braucht man dem Verfasser keineswegs im einzelnen immer zuzustimmen. So vermag ich mich mit dem besten Willen von der Wichtigkeit der durch Max Weber aufgebrachten und auch von Ziegler vertretenen Ansicht vom Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Calvinismus nicht zu überzeugen, trotz der Anerkennung, welche diese Annahme in akademischen Kreisen gefunden hat. Sie scheint mir die einfachen Zusammenhänge in gar zu künstlicher Weise aufzubauen. Was es doch schon vor Calvin einen Kapitalismus, z. B. in den oberitalischen Städten, und läßt sich der Vorprägung der protestantischen Völker vor den katholischen auf wirtschaftlichem Gebiete doch viel einfacher aus ihrer größeren Entbundenheit von kirchlichen Pflichten (man denke an die vielen katholischen Feiertage!), sowie aus rassenhaften, geographischen und geschichtlichen Verhältnissen erklären, als aus dem kalvinistischen Gedanken der Erwählung und Bewährung.

Aber auch sonst ist Ziegler der Gefahr nicht immer entgangen, hinter den Dingen zu viel zu suchen und geistvoll ausgedachte Möglichkeiten mit den wirklichen Geschehnissen zu verwechseln. Er behandelt die Geschichte in geradezu virtuoser Weise, hierin einem Spengler nicht unähnlich, aber wie mir scheint, im ganzen doch viel sachlicher und ohne ins ganz und gar Spielereiische und Erflügelte auszuarten.

Aber auch die weiteren Teile seines Buches sind höchst beachtenswert, wenn schon sie bei der teilweisen Entlegenheit und Schwierigkeit ihres Inhalts vermutlich weniger Leser finden werden als der erste. So sind, um nur dies hervorzuheben, Ziegler's Ausführungen über Klassik und Romantik, über die Dialektik und ihr Verhältnis zur gewöhnlichen Logik schlechtin muftergültig, treffsinnig und im höchsten Maße wirklich „einzigartig“. Und wenn er sich dabei hin und wieder auf Abwege und Umwege verirrt, die ihn sein eigentliches Ziel scheinbar zeitweilig ganz aus dem Auge verlieren lassen, so daß er sich oft selbst gewaltiam auf den Hauptweg wieder zurückrufen und auf seinen eigentlichen Gegenstand besinnen muß, wenn er sich nicht selten ins Absonderliche, zu den „Mütern“ verliert, so daß ihm alsdann die Wenigsten noch werden folgen können, so liegt der Grund auch hierfür zuletzt nur in dem sprudelnden Reichtum seines Geistes: die Ideen scheitern ihn gleichsam so zu überfallen, und er mag sie nicht unkommen lassen, sondern hält sie fest, selbst um den Preis, daß er das Beste oft nur „in Klammern“ geben kann, weil es in den augenblicklichen Zusammenhang seiner Darlegungen sich nicht einfügen lassen will.

Erfürnlich ist seine Belesenheit auf den verschiedensten Gebieten. Er steht gleichsam in einem fort dauernden lebendigen Verkehr mit den Geistern, deren Werke er gelesen hat; sie umschweben ihn, sprechen zu ihm, und er ist jederzeit imstande, seine eigenen Darlegungen mit ihren Worten zu befrachten und zu beleben.

Dabei zeigt Ziegler sich auch in seinem neuesten Werke als einen Meister des Stils und einen Virtuosen in der Handhabung der deutschen Sprache. Ja, der Stil ist hier besser als im „Gestaltwandel“; er ist weniger von Nietzsche beeinflusst, so stark dieser Einfluß auch noch spürbar ist, und vermeidet nach Möglichkeit allzu offensbare Anklänge an den letzteren. So hat seine Schreibweise an Schlichtheit und Sachlichkeit entschieden gewonnen. Ueberhaupt scheint Ziegler auf dem Wege zu sein, sich mehr und mehr von Nietzsche loszulösen. Er nennt

diesen zwar noch gern, auch da, wo andere Namen ihm hätten näher liegen müssen. Aber er hat oft Mühe, seine eigenen Gedanken bei jenem Denker wiederzufinden oder sie zu diesem in eine nähere Beziehung zu setzen. Das ist umso erfreulicher, als von Nietzsche dasselbe gilt, wie vom Papste, nämlich daß derjenige, der von ihm ist, daran stirbt. Der „Gestaltwandel“ und der „Ewige Buddha“ litten entschieden unter der wohl mehr gemütsmäßig als gedanklich bedingten Hinneigung Ziegler's zu Nietzsche. Diese drückte seinem sonst so prachtvollen Stil den Stempel der Unselbständigkeit auf, ließ ihn wohl gar zur Manie und gespreiztem Aesthetentum ausarten und verdarb ihm oft die besten Einsichten durch die Annäherung an die stilistischen Verwegenheiten und Absonderlichkeiten seines allzu getreu befolgten Vorbildes. Jetzt scheint Ziegler sich mehr und mehr zu Hartmann, dem er einst gehuldigt und von dem er sich — wohl um der eigenen Selbständigkeit willen — in einer bedauerlich einseitigen und verfehlten Schrift losgesagt hatte, zurückzufinden, und damit scheint er wieder festen Boden unter seinen Füßen zu erlangen. Ist doch die Weltanschauung, die seinem Buche zugrunde liegt, in der Hauptsache nicht diejenige Nietzsches, sondern Hartmanns, wenn schon er sich selbst innerlich hiergegen zu sträuben scheint und es vielfach vorzieht, sich auf andere Gewährsmänner zu berufen, wo er eigentlich seinen einstigen Meister, den Philosophen des Unbewußten, nennen müßte. Auch hierin gleicht er seinem Vorbild Nietzsche, der, nachdem er sich von Schopenhauer losgesagt hatte, auf der Höhe seines Schaffens sich doch wieder zu dessen so heftig von ihm angefeindeter Willensphilosophie zurückwand. Uebrigens hat Ziegler selbst von dieser Ueber einstimmung ein lebhaftes Bewußtsein. In seiner Selbstdarstellung legt er offenbar Gewicht darauf, das Leben Nietzsches gewissermaßen nachzuleben. Man wird ihm diese kleine Schwäche gerne nachsehen, sofern sie sich nicht auch auf die unbedehene Uebernahme der Nietzsche'schen Gedanken bezieht, denn daß diese einen Philosophen nur in die Irre, ins Verre und Bodenlose führen können, das könnte man nachgerade eingesehen haben.

Es ist erfreulich, daß ein Denker wie Ziegler, der außerhalb des amtlichförmlichen Betriebes steht und der seine eigenen Wege geht, unekümmert um dasjenige, was die große Menge anzieht, bereits in seinen vierziger Jahren einen Kreis von Anhängern gefunden hat, die begeistert für sein Schaffen eintreten. Unter dem Titel „Dienst an der Welt“, zur Einführung in die Philosophie Leopold Ziegler's (Otto Reichl 1925), haben Gottfried Stein, Paul Wegwitz, Rudolf Pannwitz und Manfred Schröter sich über Ziegler in einer Weise ausgesprochen, die zum Kennenlernen seiner Werke verlockt und diesen hoffentlich recht viele Leser zuführen wird. Er verdient sie in viel höherem Grade, als der auch von akademischer Seite maßlos überhäufte Spengler. Ziegler selbst hat dem Buche seine prächtige Abhandlung über den Tod, seinen in Darmstadt im Renferling'schen Kreise gehaltenen Vortrag „Der deutsche Mensch“, sowie seine Selbstdarstellung beigezeichnet und so weiteren Kreisen einen Vorbegriff der von ihm vertretenen Gedanken gegeben. Und Gedanken — ja, die hat ein Ziegler. Er hat deren so viele, daß er eine ganze Generation angehender Philosophiedozenten damit versorgen könnte und dabei noch genug zum eigenen Gebrauch zurückbehalten würde. Wüßte das Geschick es ihm, dem Leidenden, vergönnen, sie immer stärker ausreifen zu lassen und seine Weltanschauung immer weiter auszubauen. Wir brauchen solche Denker, wie Ziegler. Wenn schon nicht akademisch geeicht, sind sie doch vielleicht mehr als die amtlichförmlichen Vertreter dieser Wissenschaft imstande, den Sinn für Philosophie zu wecken, zur Selbstbesinnung und Vertiefung hinzulenken und damit auch an ihrem Teile an dem Wiederaufbau und der seelischen Gesundung unseres deutschen Volkes mitzuwirken.

## Freiherr Otto v. Stockhorn / Blandereien eines alten Karlsruhers.

(Aus den Jahren 1840—1847 und 1866 u. ff.)

(Schluß.)

Mein starker Bildungstrieb ließ in mir den dringenden Wunsch entstehen, mich endlich in der französischen Sprache gründlich auszubilden. Dementshall, Hofbälle, Hoftheater und alle Vergnügungen wollte ich zurückstellen, und reiste mit Erlaubnis meines gütigen Vaters nach erhaltenem Urlaub am 23. Oktober über Basel nach Fribourg und kam am andern Tage bei Rebel in Lausanne an, wo ich bei dem Pasteur André, einem wahrhaft frommen Franzosen, in der hochgelegenen Villa la Borde eine vortreffliche Aufnahme fand. Mit angestrengtem, ausdauerndem Fleiß suchte ich mich da in diese Sprache einzuarbeiten, obwohl ich weder sie selbst schon, noch die französische Literatur anziehend fand. Mich lockte es stark, mich auch in fremden Sprachen ausdrücken zu können, und ich gab mir viel Mühe, auch Englisch zu lernen, obwohl mir diese Sprache geradezu häßlich vorkam. Ich machte gute Fortschritte und wurde darin unterstützt durch meine beiden Kollegen, den Referendar Bitter aus Berlin und den Kaufmann Renz aus

Worms, die vom ersten Augenblick an nie ein deutsches Wort mit mir sprachen.

Obwohl es schon Spätherbst war, konnte man doch noch manches von der Pracht der dortigen Natur erkennen. Häufig gingen wir nach Duchy herab, tranken dort Kaffee und rauchten die Savoyer Alpen an. Die Aussicht vom Signal genoßen wir öfters und besichtigten auch die schöne romanische Kathedrale. Am meisten besuchten wir die culles Wesleyennes, seltener die der église libre. Ich hatte einen étudiant en théologie, M. Guquier, mir zugelegt, mit dem ich täglich zwei und drei Stunden grammatik lernte, was mich gut förderte.

Nachdem das Justizministerium mir freundlichst nach Hause gewinkt und ich mir einige facilité de parler angeeignet hatte, schloß ich meinen Aufenthalt in dem mir sonst wenig sympathischen Lausanne ab mit einer kleinen winterlichen Sprigrouz ins obere Rhonetal in Gesellschaft des Herrn Bitter. Zur Kennzeichnung unserer Fahrt genügen die Namen Estilon,

Wälschene, St. Maurice mit der Gorge de Trient und der Cascade de Bernayaz, Martigny und Saxon les bains. Weiter als bis zu diesem kleinen Bade mit Miniaturspielhöhlen und überreich gallonierten Lakaten (gerade so wie in Monte Carlo im großen) wollten wir nicht vordringen.

Auf der Heimreise kamen mir zu meinem eigenen größten Erstaunen die schönen Schwarzwaldberge wie niedrige Hügel vor, so hatte sich mein Auge an die schroffen und gewaltigen Formen der Alpenwelt gewöhnt.

Bald wurde ich freudig überrascht durch die Eröffnung, daß das Justizministerium mich auf sein eigenes Sekretariat berufen habe. Das war mir und den Meinen ein schönes Weihnachtsgeschenk. Hier waren die Arbeiten für mich ansprechender, weil sie mehr das allgemeine Interesse berührten; zum Teil waren sie sogar sehr interessant.

Einen ganz merkwürdigen Fall trug einst Herr Ministerialrat Dr. Bingner (später Reichsgerichtsrat) in der Sitzung vor. Die Staatsanwaltschaft in Konstanz wurde damals durch den Freiherrn F. v. Neubronn (später Oberlandesgerichtspräsident) versehen und er hatte dem Justizministerium im wesentlichen folgendes berichtet:

Eine junge Badenerin war — wenn ich mich nicht täusche — im Gebiet von Zug wegen Brandstiftung zu einer Zuchthausstrafe verurteilt und es war ihr dort erlaubt worden, diese Zuchthausstrafe bei ihrer Taufe in Kreuzlingen zu erlösen! Anlässlich dieser Straferlöschung besuchte sie auch den Markt in Konstanz und da sie im badischen Fabrikungsblatt noch ausgeschrieben war und das wachsame Auge der badischen Gendarmerie sie entdeckte, wurde sie verhaftet und dem badischen Gericht in Konstanz vorgeführt. Da sie ihre Strafe noch nicht erstanden hatte, mußte nach Vorschrift der Gesetze nun das badische Gericht über sie urteilen und hierbei das mildere Gesetz anwenden. Die Konstanzener Staatsanwaltschaft hatte sich umsonst bemüht, das betreffende Schweizer Gesetz zu erhalten und hatte von der betreffenden Schweizer Behörde schließlich die Antwort erhalten, ein auf das in Frage stehende Verbrechen sich beziehendes Gesetz hätten sie in ihrem Kanton nicht und wenn der seltene Fall eintrete, daß sie ein solches Gesetz anwenden müßten, ließe es sich eines von einem anderen Kanton. (Milla poena sine lege!!!)

Von welchem Kanton sie in diesem Falle geliehen hätten, sei nicht mehr festzustellen. Zuletzt mußte Herr Bingner so stark lachen, daß er fast nicht mehr reden konnte, und diese Stimmung teilte sich dem sonst so ernsten Kollegium mit. Das war freilich 1868 und inzwischen hat sich sicherlich viel gebessert. Allein ich habe auch noch 1887 in Nigele (Wald) fatale Dinge erlebt. Dort hatte ich im Château einer Schwurgerichtsverhandlung angewohnt, in der nach meiner juristischen Uebersetzung der Angeklagte der Fälschung einer öffentlichen Urkunde glatt überführt war. Die Herren Geschworenen sprachen ihn aber frei. Als ich meinem durchaus zuverlässigen und urteilsfähigen Hausherrn darüber meine Verwunderung ausdrückte, antwortete er mir, das sei durchaus nicht überraschend, da die Jurés der politischen Partei des Angeklagten angehörten.

Auch scheint in früheren Jahren eine Art von Voreingenommenheit gegen Ausländer geherrscht zu haben, wenn auch nicht so stark, wie wir dies in England erlebt haben. Neben dem Gerichtsgebäude in Kreuzlingen prangte i. H. Arnold von Winkelried, wie er sich auf die Ausländer stürzt. Eine Justitia mit verbundenen Augen war nicht zu sehen.

Als ich von 1876 Kreisgerichtsrat in Konstanz war, wurde einst ein Badener von der Strafkammer abgeurteilt, weil er einen Schweizer verlegt hatte; letzteren hatte man erst lange suchen müssen. Als der Vorsitzende, Kreisgerichtsrat Fischler, dies dem Schweizer Zeugen vorhielt, antwortete dieser, als ob er etwas ganz selbstverständliches sage: „Ja, ich hab' halt glaubt, weil ich e Schwizzer bin, wird der nit' g'schrott!" Herr Fischler belehrte ihn dann über die Pflicht der Gerechtigkeit, die jedem wahrhaft auf der Höhe stehenden Staatsweien obliegt.

In jener Zeit mangelte sogar manchen Schweizern das Vertrauen auf ihre eigene Rechtspflege. In Konstanz wohnte ich als Mitglied des Appellationssenats einer Sitzung an, in der Herr Präsident Prestinari dem Kollegium davon Mitteilung machte, daß es sich herausgestellt habe, daß in einer ganzen Reihe von Fällen Schweizer Firmen von Frauenfeld, St. Gallen und anderen Städten ihre Rechtsstreite vom Konstanzer Gerichtshof entscheiden ließen, statt sie vor ihr Schweizergericht zu bringen, da man diese Prorogation wohl gar nicht bemerkt, jedenfalls nicht beanstandet habe. Von da an wurden Prorogationen ausländischer Rechtsinhaber grundsätzlich zurückgewiesen.

Der Winter verlief sehr schön und befriedigend. Von dem Dengelstalle war nicht mehr die Rede, doch war ich ein fleißiger Tänzer, bei Hof, im großen Saale der Museums-Gesellschaft und bei manchen Bekannten. Dazwischen erhielt ich vom Justizminister manchen dicken Aktenstos zum schriftlichen Vortrag, was mich stets erfreute und anspornete.

Auch nach außen wurde ich verwendet, was mir dienlich vorteilhaft war. So entsendete man mich im März 1868 als Stellvertreter des erkrankten Amtsrichters nach Mülheim, wo ich nahe beim Amtsgerichtsgebäude bei Kaufmann Seuffert

wohnte. Oberamtsrichter Schäg war ein sehr angenehmer Kollege und mein Aktuar Hertsperger ein wahres Mutter von Fleiß, Intelligenz und Berufstreue.

In der Nacht vom 13. auf den 14. April sollte ich meinen ersten „Kriminalfall“ erleben. Der Gendarmerie-Brigadier weckte mich durch Klopfen an den Laden: „im Köhle“ sei jeben ein junger Mann erstochen worden! In wenigen Minuten war ich in den Kleidern und schritt sinnend mit dem Brigadier ins „Köhle“. Dort trafen wir fast niemand mehr, denn der Täter war schon verhaftet und die Leiche ins Spital gebracht worden. Ich konnte nur ein kurzes Protokoll aufnehmen und die Anordnungen für den anderen Tag treffen. Daß ich aber auf dem Heimweg und dann vor dem Wiedereinschlafen meine eigenen Gedanken hatte und so etwas wie Sehnsucht nach meinen Karlsruher Verhältnissen verspürte, wird mir wohl niemand übelnehmen.

Der andere Tag war ausgefüllt mit Verhören, Konfrontation, Leidenschaft, und ich hatte den Ehrgeiz, alles so zu fördern, daß der hofgerichtliche Untersuchungsrichter, Herr Deimling, möglichst wenig zu tun finde. Er eilte herbei und entlastete mich, obwohl er nicht mehr viel zu tun fand. Das Geschäft war mäßig stark und ich konnte besonders die Sonntagnachmittage zu Fußmärschen benutzen, was ich reichlich tat.

Die Staatsanwaltschaft bei den Schöffensitzungen vertrat meistens Herr Staatsanwalt Kern von Börsach, ein sehr angenehmer Herr. Eines Tages hatte ich u. a. auch eine Anklage wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt zu verhandeln. Der Angeklagte war überführt, verteidigte sich aber mit der Behauptung, er sei auf der städtischen Wachtstube mit einem Farrenwadel mißhandelt worden. Der Herr Staatsanwalt horchte auf: „Mit einem Farrenwadel?“ Ich ließ den städtischen Polizeiwachmeister Wäldin vortreten und fragte ihn darüber. Der aber stand fest auf seinen Füßen und sagte in steifesem Ton im besten Memannisch: „Jawohl, uff den ausdrücklichen Befehl des Herrn Vorgemeinisters haben wir auf dem Wachtlokal einen Farrenwadel, um die zur Ordnung zurückzuführen, die sich gegen dieselbe vergangen.“ — Der Herr Staatsanwalt schwieg. Als aber Zeuge Wäldin aus Rathaus zurückkam, hatte der Herr Bürgermeister schon Wind von der Sache erhalten und fuhr den Wäldin an: „He, was bruchsch jetzt an des' Lage von dem Farrenwadel!“ Wäldin aber nicht faul, stellt sich in Positur und antwortet mit fester Stimme: „Burgemeister, ich's ebben nit' wohr?“ Darauf folgte ein beredtes Schweigen des Herrn Bürgermeister's.

Anfang Juni war mein Dienst in Mühlheim beendigt und ich kehrte nach Karlsruhe zurück. Hier fand ich zu meiner Freude abermals eine Wohnung in der mir so lieben Steinlenstraße bei meinem verheirateten Freund Mittell, wo ich sehr gut aufgehoben war.

Meinen Dienst auf dem Ministerium konnte ich nur kurze Zeit versehen, denn am 25. August wurde ich als Amtsgerichtsverweser nach Oberkirch entsendet, da Herr Oberamtsrichter v. Wenker Urlaub erhalten hatte. Von Appenweier mußte man damals den Postwagen nehmen. In Oberkirch fand ich es recht angenehm. Die Verhältnisse waren nach jeder Richtung hin befriedigend. Der Dienst nicht stark, das Personal willig und gut.

Dort erlebte ich zwei freudige Ueberraschungen. Mein Bruder erfreute mich mit seinem Besuch und wir verlebten in brüderlicher Eintracht einige schöne Tage zusammen. Vormittags berieten wir juristische Fälle und slogen nachmittags und abends aus, in Fußmärschen in die schöne Umgebung. Ein längerer Gang führte uns nach Ringelbach, wo wir vergnügt zu Abend aßen und den Weinsorten unser kritisches Urteil zuwendeten. Nach wiederholter gründlicher Prüfung stellten wir fest, daß uns der Ringelbacher Portugieser am meisten imponiert und am besten geschmeckt habe. Dann zogen wir tröhtlich ab und sangen auf dem Heimweg kreuzfidel die schönsten Studentenlieder.

Die andere freudige Ueberraschung, die mir in Oberkirch zuteil ward, bestand in der amtlichen Eröffnung, daß S. K. H. der Großherzog mich zum Justizministerialsekretär ernannt habe. Ich erhielt sie am 3. September.

Am 15. September 1868 kehrte ich nach Karlsruhe zurück und war so glücklich, abermals in meiner geliebten Stefantenstraße eine Wohnung zu finden. Im dritten Stock des Hauses der Frau Minister Regenauer bewohnte ich zwei Zimmer, die nach Norden und Süden Aussicht auf Gärten boten. In dem damals noch bestehenden, das ganze Häuserviertel zwischen Dirich- und Karlstraße umfassenden Langenstein'schen Garten nisteten Nachtigallen und es war ein hoher Genuß, abends, wenn der milde Glanz des Mondes den Garten übergoß, den melodischen, gefühlvollen Tönen dieser poetischen Sängers zu lauschen.

Mein Nachbar war der mir bekannte Amtsrichter Freiherr Carl v. Teuffel; er bewohnte die anderen zwei Zimmer. Unsere Bedienung besorgte ein alter Diener namens Kauer. Er gab sich mir bald als den langjährigen Kutsher meines Großvaters Stockhorn zu erkennen, und es rührte mich, als er bewachten Herzens mir sagte: „Jetzt bediene ich schon die dritte Generation!“ Er hatte den russischen Feldzug mitgemacht und war einer der Wenigen, welche die Heimat wieder sahen. Als

ich meiner Tante Nettchen davon erzählte, erinnerte sie sich noch ganz gut des Kaver und mancher Geschichten von ihm. Er war katholisch und wenn er nicht fastete und die Dienerrinnen ihn fragten: „Ja, Kaver, warum fastet Ihr denn nicht?“ habe er lachend geantwortet: „Ich hab' im russischen Feldzug voraus gefastet!“

War manchmal habe er gemahnt, die Pferde müßten an die Luft heraus, wer fährt mit, und habe Mühe gehabt, jemand zu finden, der mitfuhr. Ich war davon umso mehr überrascht, als ich von meinem Vater wußte, daß meines Großvaters Pferde in zehn Minuten vom Hause in der Erbprinzenstraße bis nach Durlach liefen, und ich mir nicht anders denken konnte, als daß eine solche flotte Spazierfahrt ein großes Vergnügen bereite. Jedoch wie singt der Dichter? „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme!“

Das Jahr 1869 begann mit rauschenden Festen. Montag, den 25. Januar, Ball bei Freydorff, den Tag darauf bei Freiherrn Adolf v. Röder; am 27. Thé dansant bei Hof, am vierten Tag bei Frankenberg, am 1. Februar bei Kriegsminister v. Beyer. Dann aber konnte ich nicht mehr jappsen und mußte einige Tage pausieren.

Einen schönen Ball bei Uria konnte ich mir dann noch leisten, bald aber sorgte mein Chef für meine „Erholung“ und schickte mich am 8. März als Amtsgerichtsverweiser nach dem stillen Gernsbach, wo von Geselligkeit keine Rede war.

Das Geschäft dort war leicht zu bewältigen und das Weitererlaube schon größere Gänge. Mit meinem Registrator Koblund war ich oft unterwegs. Er kannte die Gegend, die wir fleißig durchstreiften und abends aßen wir öfters in der kleinen Schloßwirtschaft zu Nacht und stiegen mit brennender Laterne, einigemal im Schnee, fachte herab.

Dienstücklich ereignete sich da nichts von Bedeutung und Montag den 5. 4. fuhr ich rebus bene gestis mit dem Omnibus nach Rastatt und von da nach Karlsruhe zurück. In jener Zeit hatten meine Freunde Marichall und Vuol eine Reise nach Oberitalien gemacht und hatten die Liebeshwürdigkeit gehabt, mir in Mailand einen ächten Panamahut zu kaufen und ihn mir als Geschenk zuzuschicken. Der brave Kaver holte ihn Samstag den 13. Juni auf dem Zollamt. Er freute mich ganz

ungemein und als ich ihn aufgerollt hatte, brachte ich ihn zum Hutmacher und trug ihn dann mit Stolz. Wie war ich dann überrascht, als die Beiden mir von ihrer Reise und von ihrem Kaufe erzählten. Als sie den Verkäufer gefragt: quanta costa? und dieser geantwortet hatte: Cin quanta lire (50 Lire), haben beide sofort erwidert: ma e molto troppo! Denn das sei die einzig richtige Antwort gewesen, da der Verkäufer immer stark vorschlug. Dann habe ich ein „Handeln“ angeschlossen, dessen Ende darin bestand, daß sie den Hut für fünfzehn Lire erhielten und ihn erfreut nach Hause trugen.

In späteren Semestern war auch ich wiederholt in Italien; diese Gewohnheit des Vorschlagens war mir immer höchst unympathisch. Allein die meisten Italiener halten den für einen stupido, der gleich zahlt, ohne herunterzuhandeln! Wenn man in Neapel auf der Piazza del plebiscito dem Verkäufer die Hälfte des Preises bot, schlug er unfehlbar zu. In soliden deutschen Geschäften ist das natürlich anders und bei Sommer und Achille Squadrilli in Neapel auch. Sonst aber muß man sich sehr in acht nehmen, wenn man nicht hereinkommen will. Meinen schönen Panama konnte ich nicht mehr lange in Karlsruhe tragen. Mitte August 1869 wurde ich zum Amtsrichter in Baden ernannt. Baden ist ohne allen Zweifel einer der schönsten Orte unserer Erde; ich kannte und liebte es schon lange. Allein von Karlsruhe zu scheiden und alle meine Verwandten zurückzulassen, fiel mir doch schwer. Doch durfte ich hoffen, mit allen auch in Zukunft in steter Fühlung und in regem Verkehr zu bleiben. Diese Hoffnung täuschte mich nicht, denn die Karlsruher kamen häufig nach Baden und ich sehr oft nach Karlsruhe. Aber doch war ich kein Karlsruher mehr, das ließ sich mit dem besten Willen nicht ändern, denn meiner Berufung nach Baden mußte ich freudig und dankbar Folge leisten. Doch habe ich meine Karlsruher Vaterstadt nie vergessen und hatte namentlich seit meiner Versetzung ans Landgericht Mannheim (1879) und meiner Verheiratung (1882) einen sehr lebhaften Verkehr mit meiner lieben Vaterstadt, und zwar nicht nur mit meinen Verwandten, sondern auch bei Hof und bei den Prinzen Wilhelm und Karl. So fesseln mich die schönsten und angenehmsten Erinnerungen an Karlsruhe und meine Liebe und Anhänglichkeit an die Stätte, da ich das Licht der Welt erblickte, wird nie erlöschen.

## Hans = Thoma = Briefe.

Mitgeteilt von Otto zur Nedden.

Anlässlich des Todes von Hans Thoma möchte ich einige Briefe aus den späteren Lebensjahren des Künstlers, die er an meinen Vater, Regierungspräsident a. D. Dr. jur. Eduard zur Nedden, gerichtet hat, veröffentlichen. Mein Vater war mit Thoma als Vorsitzender des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein bekannt geworden.

Im Jahre 1906 hatte mein Vater Thoma gebeten, bei der Eröffnung einer Ausstellung des genannten Verbandes in Köln eine Rede zu halten. Thoma gab darauf folgende Antwort, aus der seine so oft gerühmte Bescheidenheit und sein köstlicher Humor spricht.

Hochverehrter Herr Präsident!

Ihr lieber Brief vom 21. Februar hat mich so erschreckt, daß ich bis jetzt noch keine Antwort gefunden habe. — Ich soll eine Rede halten bei der Eröffnung der Kölner Ausstellung? Ich, der ich gar kein Redner bin — der höchstens etwas, was er aufgeschrieben hat, ablesen kann, der sonst so unsicher ist, daß er den Faden verliert und elendiglich stecken bleibt; — der dann, wenn er stecken bleibt, leicht in die Versuchung kommt, in einer Art von Galgenhumor unpassende Dinge zu sagen. Nein, mich darf man nicht in die Versuchung bringen, eine solche offizielle Rede halten zu müssen. Ich sage Versuchung — wenn es nicht doch Versuchung wäre, so hätte ich Ihnen so gleich geschrieben und nein gesagt — aber im Hintergrunde, ich weiß nicht, ist es die Eitelkeit oder was sonst, rief immer wieder eine Stimme: „Du könntest vielleicht diese Rede doch halten. Setze sie Dir in einer günstigen Stunde auf und vielleicht ist es sodann gestattet, das Manuskript in der Hand zu halten — als Stütze gegen das Umfallen.“

Hochverehrter Freund und lieber Herr Präsident, so darf ich Sie wohl nennen; seit einem Jahre bin ich recht alt geworden, der Wahn ewiger Jugend, den ich selbst mir so gern von andern vorlesen ließ, er ist leider dahin — Wahn, Wahn, überall Wahn. — Ich hoffe freilich, daß ich mich auch als Greis mit dem Leben abfinden werde auf anständige Weise — aber noch wackelt manches bei dem Streite zwischen Jugend und Alter, der vielleicht in einer Künstlerseele sich heftiger abspielt als in einer anderen — man weiß ja, daß der Greis siegt — aber die Jugend ist hartnäckig und möcht sich in allen Winkeln festsetzen. — Von dort aus will sie den Greis zu allerlei Torheiten verleiten; so z. B. sagt sie: Wenn Du auch alt bist und Du gar manches nicht mehr leisten kannst, eine Rede halten, das kannst Du immer noch. — Ja, das ist so recht eigentl-

iche Sache des Alters — Du hast in der Jugend nicht geredet — und das war auch ganz richtig, aber jetzt hast Du doch was zu sagen.

Durch all das, was ich hier schreibe, wollte ich Ihnen zum Ausdruck bringen, daß ich mich noch sehr im Zustande des Schwankens befinde, ob ich es wagen darf, zu Ihrem Vorschlage und Plan in bezug auf mich ja zu sagen. Bitte, setzen Sie mir einen äußersten Termin, bis wann ich entscheidende Antwort geben muß. Inzwischen will ich versuchen, eine Rede einzustudieren. Bitte, geben Sie mir einen Wink, was etwa gesagt werden muß, sonst könnte ich wohl die Hauptsache vergessen, warum ich eigentlich zu reden hätte. Bitte, geben Sie mir einen, wenn auch noch so kleinen Anhaltspunkt — vielleicht fällt es mir dann nicht so schwer, ihn auszuspinnen.

Dieser Brief ist eine halbe Zusage, wenn ich ihn nochmals durchlese.

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Aus späteren Briefen geht hervor, daß die Rede glänzend verlief und Thoma mit ihr viel Erfolg erzielte. Er schreibt nach der Kölner Tagung an meinen Vater von Karlsruhe aus:

Die Kölner Tagung — und so vieles, was dann noch hier an mich herankam, haben mich etwas müde gemacht — und so demonstrierte sich mir bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit das Alter, daß es da ist und seine Herrschaft über mich nicht mehr aufgeben will. — Geirent hat es mich aber doch, daß meine Rede dem Großherzogspaaire so gut gefallen hat — die mir vor ein paar Tagen wirkliche Lobspprüche darüber erteilt haben. Wenn mit den Jahren verschiedene Stränge, die an das Leben knüpfen, reißen, so hält man sich an die, wenn auch schwachen noch vorhandenen, und so wird man mir auch die Eitelkeit gerne gönnen, mit der ich solche Lobspprüche entgegennehme.

Der nächste Brief stammt aus dem Jahre 1907. In diesem Briefe spiegeln sich in besonders künstlerischer Weise Thomas Gefühle beim Herannahen des Alters. Interessant wird nebensbei getreift, was Thoma von dem Urteile Mener-Graefes und Liebermanns hielt.

Hochverehrter Herr Präsident!

Was werden Sie wohl von mir denken, daß ich so nachlässig erst heute Ihren freundlichen Gruß vom Neujahr erwidere? Bitte seien Sie mir nicht böse, ich will Ihnen dann

gewiß auch das nicht im geringsten läbel vermerten, daß Sie die Präsidentschaft unserer Kunstvereinigung niedergelegt haben. Es war freilich für mich etwa so, als ob ich nun der Vereinigung auch nicht mehr angehörte. — Ich habe auch seitdem gar nichts mehr davon gehört und mich nicht mehr um die Sache gekümmert. Ein wenig weiß waschen will ich mich aber doch — und so kann ich Ihnen als Entschuldigung mitteilen, daß ich jetzt so in der Arbeit stecke, wie in meinem Leben noch nie, so daß ich die ganze Welt um mich vergesse, was ja freilich weder für die Welt, noch für mich schlimm ist, da ich dieselbe doch nur noch auf eine geringe Anzahl von Jahren zu bewohnen gedente.

Aber jetzt möchte ich noch dableiben — denn es soll das Hauptwerk meines Lebens geschaffen werden, und mein gültiger Landesherr ist auch so gütig, mir einen Platz zu verschaffen wo dies der Welt auch noch für längere Zeit erhalten bleiben soll. Mit dem Christus-Zollus, von dem Sie ja das Weihnachtbild (allerdings in recht schlechter Aufstellung) gesehen haben, soll nun erst gemacht werden — und ich werde nun beginnen, das Osterbild in der gleichen Größe zu malen. Zwischenhin entstehen noch andere Arbeiten, die alle zur Ausschmückung des zu erbauenden Raumes väter verwendet werden sollen. Ich bin nun recht erfüllt von der Arbeit — voll Hoffnung auf das Gelingen, aber ein wenig Furcht ist auch dabei. — Wenn die Arbeit gelingt, und ich und einige andere Menschen vermuten es (Meier-Grafe und Liebermann wissen zum Voraus, daß es nichts wird), so darf ich sagen, daß das Leben mich ganz besonders auf dieselbe hin dressiert hat.

Das Leben hat mir so nach und nach alles entzogen, was dem Menschen lebenswert erscheint; es nahm mir meine Frau — und als auch dies noch nicht so ganz helfen wollte, mich den Reizen des Lebens, wie es ja für alle vorhanden ist, zu entfreunden, demonstrierte es mir, daß ich jetzt ein alter Mann sei, der nun sein Testament machen und dem lachenden Leben überhaupt Adieu sagen müsse. Nun, die letzte Arbeit ist mein Testament, ein Zeugnis, daß ich auch da war in dem großen Gasthaus, und daß ich einige Lebenswerte gesammelt habe, die ich als Erbschaft dem blutsverwandten deutschen Volke hinterlasse. Ich hoffe freilich dabei, daß es „deutsch“ bleibt.

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Um 1907 war eine neue Kunstzeitschrift „Verdandi“ gegründet worden. Thoma hatte den Gründern des Vereines den Namen meines Vaters genannt, und mein Vater fragte nun bei Thoma an, was der Verdandi-Bund für ein Verein sei. In seiner Antwort hierauf legt Thoma mit kurzen, bedeutenden Worten die Art seines Schaffens dar — fern von aller Außenwelt und frei von allem Trachten nach Ruhm und äußeren Ehren. Recht humorvoll sind seine in dem Bericht ausgesprochenen Gedanken über die unvermeidlichen deutschen „Vereine“.

Sehr geehrter, lieber Herr Präsident!

Ich bin in einiger Verlegenheit, was ich Ihnen über den Verdandi-Bund sagen soll. Da ich eigentlich selbst nicht im Klaren bin, was er ist, und wie er eigentlich wirken soll. Und daß ich bei der „bekanntem“ Adressensammlung auch Ihren Namen angegeben habe — ja, das kommt mir jetzt — nun, ich will nicht zu hart gegen mich sein — ich weiß nicht wie vor. Ich war meiner Verlegenheit, der so nun bald herum ist, ein wahrer Gegner gegen alle Verbindungen, ich habe es bewiesen, denn ich war bis etwa in mein sechziger Jahr recht allein. Nun wollte es das Schicksal, daß meine Nachgiebigkeit mir den Streich spielte, daß ich dadurch schon in arge Schwierigkeiten hineingekommen bin. Es fand eine wahre Hin- und Herzerrerei schon statt, und es schien oft, als ob ich ein willenloses Werkzeug wäre, das man nur so handhaben konnte. Das um so mehr, als ich meistens ganz von meiner Arbeit erfüllt bin und meine wehrhafte Frau mir vom Geschick entrißen worden ist.

So kam auch der Gründer des Verdandi-Bundes an mich heran und sagte mir, daß dieser Bund zum Gedeihen der deutschen Kunst absolut notwendig sei, und daß ich in diesem Bunde alsdann so notwendig sei, daß beschlossen worden sei, mich zum Ehrenpräsidenten desselben zu machen. Das hat mich nun freilich so erschreckt, daß ich förmlich aufatme, daß ich dies abweisen konnte und daß man damit zufrieden war, wenn ich zu anderen Persönlichkeiten in einen Ehrenbeirat mich heruntersteigern konnte.

In meiner doch so ziemlich langen Schaffensperiode habe ich nie daran gedacht, daß ich für deutsche Kunst und deutsche Kultur etwas tun sollte — ich habe gemalt, weil es mir Freude machte — ich war ein rechter Egoist — und als solcher, nur in bezug auf die Kunst räumte ich der Außenwelt gar nicht viel Recht ein — und es gab schöne Zeiten, wo ich mich dessen, was andere fürchten, freute, meiner Unberührtheit, meiner Verborgenheit — in der ich so ganz unverantwortlich arbeiten konnte.

Nun ist das alles anders geworden, ich bin Mitglied und Ehrenmitglied, ich weiß selber nicht mehr wievieler Bünde, so daß es mir auf den Verdandi-Bund auch nicht mehr ankam.

Wie alle diese Bünde hat gewiß der Verdandi-Bund die besten Absichten, es ist ihm ernst, für hohe Ziele der Kunst einzutreten — aber — nun diese Aber können Sie sich wohl selbst ganz gut denken — es ist halt ein Bund. Er braucht ein Programm und mit Programmen schafft man keine Kunst — ja, man kann sie damit — sogar mit dem bestlautenden Programm — auch totschlagen. Es sind beim Verdandi-Bund vertrauens-erweckende Namen, von denen man den besten Willen voraussetzen darf. Aber trotz alledem, und obgleich ich tüchtig bei dem Komitee auch Ihren Namen verraten habe, möchte ich Sie bitten, Ihre Zweifel an dem Werte des Verdandi-Bundes ja nicht zu unterdrücken — oder gar aus Rücksicht auf meine Angeberei demselben beizutreten. — Ich habe, wie gesagt, nichts von Bünden gehalten in der Zeit, da man mich darü gar nicht haben wollte, und ich halte nicht viel davon jetzt, wo man mich fast zu allen heranziehen will. — Aber, wie gesagt, ich bin schwach und gutmütig und — alt.

Ihr ergebenster

Hans Thoma.

Das einst so schöne Verhältnis zwischen Künstler und Herrscher für das unserer heutigen Zeit das Gefühl leider so gänzlich abhanden gekommen ist, geht aus dem folgenden Brief hervor, in dem Thoma voller Liebe und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit seines Landesfürsten, des Großherzogs von Baden, gedenkt. — In launiger Weise macht Thoma sich nebenbei über seine eigene Tätigkeit als Mitglied der Badischen Kammer lustig.

Hochverehrtester Herr Regierungspräsident!

Wenn es möglich gewesen wäre, so wäre es schon möglich gewesen, daß mich Ihre gütige Einladung und freundliche Aufforderung veranlaßt hätte, nach Düsseldorf zu fahren. Leider ist es aber unmöglich, weil meine Schwester seit ein paar Tagen krank zu Bette liegt; wie der Arzt sagt, ist es nicht gefährlich, er nennt es Gürtelrose, aber sie hat doch recht Schmerzen. Ich kann mich nun nicht entschließen, von Hause wegzugehen. Ich bin überzeugt, daß es in Düsseldorf recht schön sein wird, und daß es für mich insbesondere deshalb schon geworden wäre, weil ich wieder einmal mit Ihnen, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin und mit Fräulein Dora hätte zusammen sein können. Nun schicke ich Ihnen allen mit einer gewissen Besmut im Herzen freundliche Grüße. Mögen Sie recht viel Schönes und Erfreuliches dort erleben.

Unser Herrgott acht jetzt recht sparsam um mit seinem Tageslicht, und ich mühe das, was er in diesen Novembertagen bewilligt, recht fleißig aus — und so geht es mit meiner großen Wandmalerei doch vorwärts. Leider kommen jetzt auch wieder die Kammeritzungen, bei denen ich freilich nur das einzige freundige Gefühl habe, daß ich wenigstens im Staatsleben verderbe.

Der Tod des Großherzogs hat mich tief betrübt. Ich fühle mich jetzt gar einsam in Karlsruhe. — War es mir doch verpönt das Wesen dieses so harmonisch schönen Fürsten so recht empfinden zu dürfen. Nun, ich will nicht klagen; in dem Alter, in dem ich bin, ist es bestimmt, immer einsamer zu werden. Aber meine Arbeit freut mich, sie geschieht jetzt ganz im Andenken an meinen hohen Landesherren, Mönner und Freund. Es soll auch ein Denkmal für ihn werden.

Mit vielen Grüßen bin ich hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Zuletzt gebe ich noch einen Brief aus dem Jahre 1920 wieder. Ein Antwortschreiben auf einen Glückwunsch meines Vaters zu Thomas 80. Geburtstag. Es zeigt den greisen Meister in einer niedergedrückten und doch still ergebenen Stimmung über Deutschlands schweres Schicksal, an dem er tiefen Anteil nahm.

Hochverehrter Freund!

Herzlich danke ich Ihnen für Ihre guten Wünsche zu meinem 80. Geburtstag, und da mein Dank sich so sehr vergrößert hat, auch zugleich für Ihre Neujahrswünsche mit den Nachrichten über Ihre Söhne. Die etwa 1000 Zuschriften zu meinem Geburtstag, die ich zu beantworten hatte, waren eine zwar schöne, aber große Last bei meinen 80 Jahren. Jetzt habe ich sie bald beendet. Ich hatte zu gar nichts anderem mehr Zeit, diese drei Monate hindurch, und ich kam zu keiner anderen Arbeit mehr. Jetzt hoffe ich, wenn der Tag länger wird, noch etwas Ersprießlicheres tun zu können, als ewig danke zu sagen. Freilich gehen jetzt meine körperlichen Kräfte dem Ende entgegen. Meine Beine sind wackelig geworden, so daß ich fast nicht mehr gehen kann. — Das Gedächtnis ist schwach so daß mir alles doppelt Mühe macht — kurzum, ich bin in dem Zustand, in dem wohl alle Sterblichen, wenn sie das 80. Lebensjahr erreicht haben verfallen — von dem auch ich keine Ausnahme mache und mich geduldig den über uns waltenden Lebensgesetzen füge will. Dabei will ich aber mich hüten, nicht in den das Alter beherrschenden Klaxeton zu verfallen über die Vergänglichkeit.

Wir können uns ja auch wieder freuen über diese Vergänglichkeitsheit, denn durch sie geht auch unsere große Not, der deutsche Jammer, der uns überfallen hat, vorbei, so daß ein Achtziger eigentlich sagen gelernt haben sollte, es ist alles gut so, wie es ist, aber freilich, so leicht kommt man nicht davon. — Das deutsche Elend hat auch mir tief ins Herz geschnitten, und die Sorge um die Zukunft unseres zusammengebrochenen Deutschland liegt schwer auf mir. So meinte ich oft, daß ich den Deutschen

etwas sagen sollte, einen Trost, der sie aus ihrem Elend herausführen könnte, von ihrer Zerrissenheit heilen könnte. — Aber das ist wohl auch eitel, und zuletzt bleibt einem nichts anderes mehr übrig, als mit kindlichem Vertrauen und Ehrfurcht vor dem ewigen göttlichen Geheimnis zu stehen.

In alter freundschaftlicher Erinnerung  
Ihr ergebener

Hans Thoma.

## Eduard Hummel / Zerstörung.

Den ersten Toten in meinem Leben sah ich als Blutjünger Student. Er lag eisgekühlt und wohlkonserviert im Keller der Anatomie und starrte mit weit aufgerissenen, rotverquollenen Augen an die niedere Decke.

Das Gesicht war blaurot gedunsen, die Stirnader zum Plagen geschwellt und die Zunge steckte pilosdarig zwischen den kräftigen, arätischen, moosbewachsenen Zähnen.

Um den kurzen Hals verließ zwischen zwei wellartigen Wulsten eine tiefe Furche. Man sah, daß der Mann sich erhängt hatte — und ich wurde das Gefühl nicht los, als ob er sich im Borne in die Schlinge geworfen habe.

Seitdem habe ich gar manchem Toten ins Antlitz sehen müssen; doch blieb mir keiner so im Gedächtnis wie dieser erste, der sich selbst entleibt hatte. Bis ich vor kurzem als Gerichtsarzt zu einer gerichtlichen Leichenschau gerufen wurde.

Der Tatbestand war einfach: Ein junges Mädchen, den besten Gesellschaftskreisen angehörend, hatte sich in der Nacht vor den Schnellzug geworfen.

Ich fand die Tote im Leichenraum des Krankenhauses auf einem Tische liegend vor. Sie war nur notdürftig und mit schlechtem, fadenscheinigem Zeug bekleidet, das da und dort schwarze Flecken aufwies. An einigen Stellen sah man auf dem Tisch neben den Gliedern der Toten dunkelrote, aläzende Blutlachen.

Ich ließ die Kleider entfernen und sah ein grauenvolles Bild der Zerstörung. Der rechte Unterschenkel war unterhalb des Kniegelenks auseinandergebrochen. Fingerringe Knochen splitter drängten sich durch die breittlassende, zerrißte Wunde. Ein Arm — das sah ich erst jetzt, nachdem die Leiche entkleidet war — entbehrte jedes Zusammenhanges mit dem Körper. Er war im Oberarmgelenk herausgerissen. Ueber den Kopf lief bis mitten in die Stirne eine tiefe Wunde, die den weißaläzenden Schädel durchschimmern ließ.

Das Auffallendste aber waren die Augen, die kaum an Glanz verloren hatten. Es war offenbar vergessen worden, sie der Toten zu schließen, und so sahen sie in eigentümlich furchtlichem, ängstlichem Ausdruck vor sich hin. Im Gegensatz dazu war der Mund in herber Art geschlossen und ließ ein tiefes Gefühl der Befriedigung erkennen.

Meine dienstlichen Obliegenheiten waren schnell beendet. Doch als ich das Leichenhaus verlassen wollte, zwang mich ein unbestimmtes Gefühl, nochmals umzusehen. Und wie wenn ich es mit einem lebenden Menschen zu tun gehabt hätte, renkte ich die gebrochenen Glieder und Gelenke kunstgerecht ein und bedeckte die wunden Stellen mit Stücken meines Handtuches, mit dem ich mir soeben die Hände getrocknet hatte.

Da zeigte sich mir erst das Bild der grauam-stimulierten Zerstörung in seiner ganzen Nacktheit, vor mir lag ein Körper von geradezu klassischer Ebenmäßigkeit und einer Lieblichkeit, wie sie nur der leimende Frühling mit sich bringt.

Natürlich hatte sich schnell das Gerücht der Sache bemächtigt. Der primitive Gedankengang des Volkes kam auf nichts anderes, als daß die Lieblichkeit des jungen Mädchens nicht ohne Folgen geblieben sei und dies ihren Lebensmut gebrochen habe.

Mir ließ der rätselhafte Gesichtsausdruck der Toten keine Ruhe, bis mir das ängstlich-stehende Auge und der herbe-geschlossene Mund mit dem seltsamen Zug der Befriedigung, der um die Mundwinkel spielte, die Geschichte erzählten:

Kenate hatte, als eben ihr Körper begann, seine edigen Formen zu verlieren, Vater und Mutter verloren. Der Vater, ein eleganter, leichtlebiger, väterlicher Reiteroffizier, war im Kriege geblieben und ihre Mutter war ihm schnell im Tode nachgefolgt. Beide hatten ihr nichts hinterlassen als das heiße Blut, das ihnen durch die Adern gestürzt war.

Für Leib und Leben brauchte Kenate zwar nicht zu sorgen. Eine alte, knorrige Tante, die seit langen Jahren ihr umfangreiches Schloßgut mit starrer Hand selbst bewirtschaftete, hatte sie zu sich genommen. Nichte und Tante stellten sich schnell aufeinander ein. Im täglichen Sorgen und Schaffen war der alten Dame die lunge lebensfrische Art der Nichte eine unentbehrliche Zutat zum Leben geworden, auch wenn sie manchmal mit starkem Ruck dem in schäumendem Uebermut des überkommenen Blutes dahintollenden Wesen Kenates Bügel anlegen mußte.

Es war denn auch ein unüberleater Streich, der eines Tages den beiden von einschneidender Bedeutung werden sollte.

Und das kam so: Kenate hatte sich an einem heißen Julitage um die Mittagszeit in die Roste eines Kirschbaums geschwungen, der unterhalb des Schlosses an der Landstraße stand. Der glühende, gemitterichwüde Tag und die Fülle von Früchten, die der Baum hervorgebracht, hatten ihm fast die Lebenskraft genommen, die Blätter hingen matt an den Ästen und entbehrten des saftigen Grüns. Umso besser mundeten die schwarzroten Kirschchen, die Kenate mit voller Hand strupfte und handvollweis in den Mund stopfte.

Sie hatte gerade den Mund so recht voll und mühte sich, Stein und Fleisch der Kirschchen zu trennen, als sich auf der Landstraße ein Wanderer nahte. Es war ein junger, gerade wie eine Kerze gewachsener Mensch, dem man die wohlthuende Ausspannung einer Wanderung im Freien an dem blinkenden Glanz seiner frohen Augen von weitem ansah.

Als er just unter dem Baume war, kam Kenate eine unüberwindbare Lust an, den saftigen Inhalt ihres Mundes auf den Wanderer hinabzuprüllen. Gesagt, getan! Wie ein feiner Sprühregen von Rubinien ergossen sich Steine und Saft der Kirschchen über den langsam Dahinschreitenden. Ertaunt sah der von seinem blühendweißen Hemde, das über und über mit roten Flecken besät war, auf den Baum, nichts anderes glaubend, als daß ihm ein dummer Junge diesen Streich gespielt. Doch der Steinwurf unterblieb wie einst der Faustschlag Werner Kirschhofs. Nur war es hier ein feiner Schuh und seine Fortbewegung nach oben, der diese Wirkung tat. — Kenate ließ sich, als sie gesehen, was sie angerichtet, schnell vom Baume herunter, nicht achtend, daß sie mit ihren Knien an einem Aste hängen blieb. Und so wie ein Mensch, der ins Wasser fällt, unwillkürlich den Mund öffnet und um Hilfe schreit, so tat sich des jungen Mannes feinbeischwerter Mund auf, als er zwischen Strumpf und Rocksaum ein blendendweißes Stückchen unbewehrter Haut sah, deren hebliche Rundung ihm aufs eindringlichste versicherte, daß ihm seine Ahnung über den Täter betrogen hatte.

Als Kenate sich vom Baume gelöst hatte, sprang sie auf den Gegenstand ihres Mutwillens zu und begann mit ihrem Taschentuch, das sie mit der vom Kirschensaft noch schwarzen Zunge befeuchtet hatte, an den roten Flecken herumzureiben. Die Flecken wurden dadurch zwar nur noch größer, aber — der Wille war gut. Das sah auch der Wanderer ein, und so schnell wie er sich zuvor nach den Steinen gebückt hatte, wandelte er seine Strafe um. Er packte das Mädchen mit beiden Händen um die Arme und drückte Kuss auf Kuss auf ihren Mund. Doch auch jetzt mußte er erkennen, daß er mit seiner Strafe den salbigen Weg beschritten hatte, denn er fühlte, wie sich die Lippen bewegten und ihm Kuss für Kuss prompt und warm zurückgaben.

Es gab sich von selbst, daß für den weiteren Strafverlauf die sonnige Landstraße nicht der richtige Ort war. Ein schattiges Plätzchen am buchumsäumten Bearain nahm die beiden auf. Worte waren wenig nötig. Die Verführung der beiden jugendlichen Körper vollendeten, was der Druck der Lippen begonnen hatte. Immer näher schmiegte sich Mensch an Mensch. Kenate wußte nicht, wie ihr geschah, sie fühlte nur, wie es sie mit nie gekanntem, hemmungsloser Gewalt zu dem Manne, der vor ihr im Grase lag, hinstieß. Als er wieder ihren Mund suchte, kauerte sie sich förmlich an ihm fest, ihre Glieder gingen in krampfartige Rudern, schnell und stoßweise gitta ihr Atem — in heißen Wellen wallte beider Blut.

Da riß sich der junge Mann in schnellem Entschluß von ihr los und nahm wortlos seinen Wanderstab. Er hatte mit einem Male gefühlt, daß ihm die Begegnung kein Erlebnis sein durfte, das unter den Rädern des Altaas wieder verschwände, und wußte, daß er nicht nehmen durfte, was ihm unberührte Natur bot.

Glückliche Tage folgten. Was der sonnige Samstags tag zusammengebrant, fiel im Herbst als reife Frucht. Auch die Tante war mit der Aenderung einverstanden und schmiedete nach arbeitsreichem Tagewerk mit Kenate Zukunftspläne. Es war alles glatt: Kenates Verlobter sollte sein Examen, in das er in kurzem eintreten würde, an der nahen Universitätsstadt vollenden und dann die Bewirtschaftung des Gutes übernehmen.



Die jungen Leute haben sich bewegen lassen. Wenn sie aber zusammenkamen, waren es Stunden reinsten Glückes, die sie miteinander verlebten. Renate war ruhiger, besonnener geworden; sie hatte aber trotzdem nichts an frohgemutem Sinn eingebüßt. So waren auch ihre Briefe, die sie fast täglich schrieb, durchdrungen von klarer Lebensauffassung und zeugten von der Fähigkeit kraftvollen Sündelns.

Unmerklich fast vollzog sich hier nach einiger Zeit eine Wandlung. Die Briefe Renates wurden seltener, stundenlang konnte sie vor einem angefangenen Briefe sitzen, ehe sie nur einige Sätze geschrieben hatte. Ihre vorher flüssige und klare Schreibweise machte einer gewissen Perforation Platz und ganz allmählich traten an Stelle der früher in jedem Brief mit immer erneuter Wärme ausgemalten und durchföhrten Zukunftsbilder Probleme übersinnlicher Natur, die sie zu lösen trachtete.

Auch wenn sie mit ihrem Verlobten zusammen war, konnte sie sich von diesen Gedanken nicht frei machen. Immer wieder lenkte sie das Gespräch auf unlösbare Fragen und wurde verstimmt und schroff, wenn er sich in ihre Erörterungen nicht einließ oder mit einem Scherzwort auf andere Bahnen überzulenkten versuchte.

Da traf ihn mitten in heftiger Examensarbeit ein Brief, der ihn zwang, alles liegen und stehen zu lassen und zu ihr zu eilen. Sie hatte ihm unter anderem geschrieben:

„Warum heiraten wir uns eigentlich? Es ist doch so notwendig, daß wir unseren inneren Kern suchen. Wer aber sucht, der wird finden. Lasset uns schinden, leben und weben, alles vergeben. Leere Gefäße gleichen tönernen Öfen. Drum lasset sie alle füllen.“ —

Als er daraufhin ins Schloß kam, traf er nur die Tante. Sonst war ihm Renate immer entgegen gekommen, wie wenn sie sein Nahen gefühlt hätte. Mag sein, daß auch in früheren Tagen die Freude, ihn zu sehen, sie häufiger als nötig gewesen wäre, an das Fenster geführt hatte, das auf den Weg, den er nehmen mußte, zeigte.

Schnell machte er sich auf die Suche nach ihr. Da sie auf kein Rufen antwortete, ging er durchs ganze Schloß. Schon glaubte er, daß ihr alter Mutwille wieder zurückgekehrt sei, und sie sich, um ihn zu überraschen, versteckt habe, als er aus einem mit altem Gerümpel angefüllten dunkeln Raume fast unter dem Dach des Schloßes ein leises Wimmern hörte. Dort fand er sie denn auch in einem Winkel zusammengekauert lautlos vor sich hinweinend.

Bestürzt wollte er sie aufheben. Da sprang sie mit einem grellen Schrei auf und wich vor ihm zurück. Ihre Augen waren geisterhaft weit aufgerissen und ihre Hände zuckten ihm abwehrend entgegen. Plötzlich sank sie wieder zusammen und als er sie jetzt in die Arme nahm, ließ sie sich willenlos von ihm führen. Er fühlte nur, wie ein feines Neben wieder und wieder ihren Körper erschütterte.

Als er gegangen war, machte die Tante Renate Vorwürfe. Sie traf aber nur auf ein leeres, gleichgültiges Lächeln, das

sie, die in ihrer kernigen, gesunden Art kein Verständnis für Renates Gebaren finden konnte, nur noch mehr in Harnisch brachte. Aber alles Reden und Vorhalten prallte wie von einer kühlen Mauer an Renates leerem Blick zurück.

Stundenlang lag Renate dann regungslos in ihrem Zimmer. Sie hatte, als sie dorthin geflohen war, die Türe hinter sich verschlossen und hörte weder auf Klopfen noch Rufen.

Erst als der Abend über's Land ging, kam wieder Leben in sie. Sie hatte, während sie regungslos dagelegen, gefühlt, daß sich seltsame Wesen ihres Körpers bemächtigt hatten. Jetzt sprang sie schweißgebadet in höchster Erregung auf — sie spürte, wie ihre Kleider von Wärmern und Schlangen wimmeln — und mit einem Aufschrei brach sie benüßlos zusammen.

Als sie wieder erwachte, war sie ruhiger geworden. Es war ihr, als wenn ihr das grausame Gezielt eine Spanne Zeit zur Flucht gab. Sie riß in Hast den Kleiderschrank auf, um sich der schlangendurchwühlten Kleider zu entledigen. Da sah sie, wie sich auch ihre anderen Kleider wurmaleich bewegen.

Wie von Furien gepetit, schoß sie aus ihrem Zimmer und hastete über die weiten, hallenden Gänge des Schloßes, bis sie zu der Kammer einer der Mägde kam. — hier war Ruhe, hier mußte Ruhe sein. Schnell war sie in die schmierigen, schweißdurchtränkten Kleider der Magd geschlüpft und schon glaubte sie sich gerettet, als sie an anderer Stelle mit erneuter Wucht das Getier auf sich eindringen sah: Ihre Haare ringelten sich geschmeidig, sie wurden merklich dicker und schwerer, ihre Enden nahmen die Gestalt dreieckiger Rasternköpfe an, aus denen awiegepaltene Zungen zischten, sie fühlte die kalten Schlangenleiber wie erstarrendes Eis — in namenloser Angst erariff sie da den Leuchter, der auf dem Tische stand, und senkte sich, die Dual zu enden, in verzweiflungsvoller Entschlossenheit ihr prächtiges Haar, das immer ihr Stolz gewesen war, ab.

Auch jetzt kehrte wieder Ruhe in ihr aufgewühltes Gemüt ein. In heftiger Erschöpfung ließ sie sich nieder —

Aber schon begann es wieder. Ueber ihren Körper flutete Schauer um Schauer, kalte, geschmeidige Leiber schmiegen sich an sie, ringelten sich um Arm und Beine, um den Leib, krochen in Nase, Ohren, überall hin, züngelten, zischten, bohrten — mit gellendem Schreien brach sie los. In ihrem Gehirn hämmerte und wogte es, an ihrem Herzen fraßen tausend Schlangen —

Da — was war das? Draußen am Bahndamm flammten helle Lichter auf. Ihre Augen weiteten sich — hier war Rettung, Erlösung, Ruhe — Ruhe — Ruhe.

Ohne Besinnen sprang sie auf den Damm. Mit ausgebreiteten Armen, mit einem jauchzenden Schrei stürmte sie der Maschine entgegen.

Am andern Tag fand der Streckenwärter den entseelten Körper auf den Schienen.

## Heinrich Bierordt / Der Münterschwur.

Zu Hamburg an dem Hafen  
Ragt Bismarcks Riesenbild,  
Sein Herz im feineren Busen  
Vor grimmem Grolle schwillt.

Schwertschwingend steigt er nieder  
Trotz seiner Jahre Last  
Und schreitet gen Südwesten  
In ungestümmen Hast.

Dem Tentoburger Walde  
Ragt er mit wucht'gem Schritt,  
Nimmt Hermann, den Eberstädter,  
Vom Mal zu Detmold mit.

Die Weggefährten wandeln  
Bei hellem Sternenschein,  
Selbender quer durch Deutschland  
Gen Radesheim am Rhein.

Dort späht groß, übermenschlich,  
Den Schettel wolkennah,  
Herab vom Mederwalde  
Die Frau Germania.

Und als ihr Flammenauge  
Schaut Heldensohn bei Sohn,  
Clapft sie behend' hernieder  
Vom erz'nen Sonnenthron.

Rheinauf die Schreiter schreiten  
Um Mitternacht selbdrift,  
Am Himmelsbogen wandert  
Sternbild um Sternbild mit.

Um ihre Häupter leuchtet's,  
Wie Feuerströme quell'n;  
Schon spiegelt sich das Münster  
Von Straßburg in den Well'n.

Nun klimmen sie die Schmeden  
Hinzu zum Münterbau  
Und recken ihren Nacken  
Empor zum Sternensbau.

Sie spä'n zu den Vogesen  
Aufs wies'rum welsche Land  
Mit vorgebeugten Leibern  
Hoch ob der Brüstung Rand.

Dann tun sie, leisen Murmels,  
Gar einen heißen Schwur;  
Es hört, was sie geschworen,  
Der graue Steinturm nur.

Was dort gelobt die Dreie,  
Einst glänz' es sonnenklar,  
Es strahlt nach hundert Jahren  
Der Menschheit offenbar!